



**Alexander Werner: Carlos Kleiber.
Eine Biografie.**

Schott, Mainz, 590 Seiten, 29,95 Euro.

Carlos Kleiber, diese dirigierende Sphinx, dieser launische Sonderling, dieser Verweigerer und Hypnotiseur, lässt sich nicht erklären – auch wenn es immer wieder Versuche gibt. So räumte Jens Malte Fischer erst vor Kurzem in einem kleinen Bändchen über den großen Dirigenten ein, es sei unmöglich, eine Biografie über Kleiber zu schreiben.

Diese Warnung kam für Alexander Werner, von Haus aus Literaturwissenschaftler, zu spät. Er hatte zu diesem Zeitpunkt wohl schon zu viel Stoff beisammen, um sein Vorhaben in die Tonne

Porträt eines Unergründlichen

Alexander Werner hat ein Lebenspuzzle des Dirigenten Carlos Kleiber zusammengesetzt

zu klopfen. Werner ist das Risiko des Scheiterns eingegangen und legt nun eine rund 500-seitige Biografie vor, ergänzt um 90 Seiten Anhang mit Nachweisen, diskografischen Hinweisen, Bibliografie und Register. Der Autor fügt hier unzählige Puzzleteilchen zusammen, die er über Jahre hinweg, getrieben durch seine Begeisterung für und die vielen Irritationen um den Dirigenten, gesammelt hat. Er hat zahlreiche Presseartikel ausgewertet, hat Orchestermusiker befragt, Sänger, Weggefährten, hat Lebensspuren in alle möglichen Richtungen verfolgt und sie in eine Ordnung gebracht.

Auch Werner kommt nicht um Punkte herum, an denen Kleibers Leben oft ins Legendenhafte abdriftete: bei der geplatzten Beethoven-Aufnahme mit Arturo Benedetti-Michelangeli etwa oder dem angeblich vergifteten Verhältnis zur zweiten Münchner Dirigenten-Ikone, Sergiu Celibidache. Werner stützt sich auf Fakten, nicht auf Gerüchte. Wo er Originaltöne bekommen konnte, hat er hingelangt. Insofern ist dieses Buch eine Materialsammlung.

So divenhafte Kleiber auch sein konnte, so konstant pingelig war er in seinen Ansprüchen; und so schmal sein Repertoire

auch war – wenigstens in den frühen Jahren an der Düsseldorf/Duisburger Rheinoper hat er auch Offenbach, Ravel oder Delibes dirigiert – so heißblütig hatte er es abgedichtet gegen alles Unerwartete und Experimentelle, das aus seiner Sicht nicht vom Notentext gedeckt war. Die einzig stete Säule in diesem ungetretenen Leben war Stanka, seine Frau. Doch sie bekam zu spüren, was es heißt, mit einem Genie verheiratet zu sein. Als der Maestro 1964 eines Abends früher als erwartet zu Hause ankam, traf er auf die Sängerin Sigrid Schmidt-Renicke, die sich Kleibers Partitur der «Butterfly» ausborgen wollte, da ihr Mann, selbst Dirigent, dringend eine benötigte. Die Tür flog auf, Kleiber trat ein, merkte, was vorging, und herrschte Stanka an, dass «sie ja gleich hätte seine Zahnbürste weggeben können». Grund für den Ausraster: Die Partitur war mit eigenhändigen Notizen übersät, und die hielt Kleiber für sein geistiges Eigentum. Sobald ihm jemand in die Karten schauen wollte, reagierte er hochgradig allergisch.

In Alexander Werners Buch vermittelt sich ein vielseitiges Bild des katzig-kauzigen Dirigenten, der sich in einem immer treu blieb: in der Sorgfalt, mit der er Sänger begleitete. Egal ob Werner Stim-

men aus Kleibers Anfängerjahren eingefangen oder sich bei Sängern erkundigt hat, die noch in den neunziger Jahren unter seiner Ägide aufgetreten sind – stets wird betont, was Felicity Lott nach einem Wiener «Rosenkavalier» mit den Worten zusammenfasste: «Das Orchester spielt so wahnsinnig leise für ihn. Er will nie, dass wir mit ihm konkurrieren müssen. Wir müssen nie forcieren.»

Doch bei aller Genauigkeit, Faktenfülle und Distanz gegenüber dem Anekdotischen – eines meidet der Autor: den Versuch, das Unergründliche zu ergründen. Das Terrain einer Bewertung dessen, was das «Phänomen Kleiber» ausmacht, umfährt Werner weiträumig. Er weiß: Das ist ein Minengebiet. Damit hat er Recht, und doch wäre wünschenswert gewesen, zumindest einmal das rein Biografische zugunsten einer themenbezogenen, systematischen und thesenfreudigen Betrachtung zu verlassen.

Es versteht sich beinahe von selbst, dass Alexander Werner seine Recherchen allein vorantreiben musste. Hilfe von Seiten der Familie bekam er nicht. Das Privatarchiv blieb, wie allen künftigen Kleiber-Forschern, verschlossen – ganz so, wie der Maestro es verfügt hat.

Christoph Vratz